Erzählungen

für

Kinder

und

Kinderfreunde.

Von

Th. Nelk.

Fünftes Bändchen.

Landshut, 1835.
Verlag von G. J. Manz.
(Krüll'sche Universitätsbuchhandlung.)

Inhalt.

Nathan.
Der Rock.
Ausserordentliche Vaterlandsliebe eines Bauers.
Das frevelhafte Wort.
Der Müller.
Paulus und seine Schwester Palladia.

N a t h a n.

Diese Geschichte ist erbauend und läßt uns tief in die Falten des eigenliebigen Menschenherzens schauen. Um aber den immer ganz eigenen Eindruck, den die Wahrheit einer solchen Geschichte machen kann, nicht im geringsten zu schwächen, erzähle ich ohne alle Ausmalung. Uebrigens fand ich diese Geschichte in der „*Sammlung wahrhafter Geschichten*," I. B. Sie ist aus der Geschichte von Genf.

I.

Nathan, ein ansehnlicher Herr von Vienne in Frankreich, zog jetzt in Genf die Blicke der Menschen auf sich. Er war überaus reich; aber irdische Güter waren sein geringster Reichthum, seinen rechten Reichthum machten seine erhabenen Tugenden aus. Er hatte zu Genf, wo er den Aufenthalt gewählt, sich mit einem daselbst gebürtigen Fräulein, das seiner würdig war, vermählt. Aber früh hatte ihm der Tod die Gattin und das einzige Söhnchen, das nur zwei Jahre alt war, wieder entrissen. Der

fromme Mann weihte sich nun einzig der Liebe zu Gott, und lebte für die Armen und Dürftigen, in denen er die Kinder des himmlischen Vaters ehrte.

Selig, wer gänzlich sich weiht
Gott, dem unendlichen Gut!
Wonnig verfließt ihm die Zeit;
Nimmer sich kränket sein Muth.

Was nicht der Eitelkeit Kind
Jemals im Herzen erfuhr, —
Freuden, die himmlische sind,
Fächeln die Seele ihm nur.

Irdisches schonet er nicht,
Opfert der Liebe es gern:
Ist ja ihm nichts von Gewicht,
Als nur die Gnade des Herrn.

Hin nach der Ewigkeit Land
Sehnt sich in Stille sein Geist,
Weil er hienieden empfand,
Was dort der Engel geneußt.

Es war dem Nathan nicht genug, seine Einkünfte unter arme und dürftige Mitbürger zu vertheilen; er ließ auch an Straßen in Frankreich und Italien

prächtige Häuser zur Beherbergung der Reisenden bauen. Er selbst bediente Fremdlinge, und verschaffte ihnen alle Bequemlichkeiten. So brachte er sein ganzes Leben zu, und heiligte seine Tage in Anbetung Gottes und in allen Uebungen der Religion.

Gott aber segnete die irdischen Güter seines Dieners auf eine so auffallende Weise, daß Nathan nach fünfzig Jahren verschwenderischer Wohlthätigkeit reicher war, als je.

Was du spendest Gottes Kindern,
Kann nicht deine Habe mindern,
Vielmehr wird's dein Glück erheben!
Denn du hast es Dem gespendet,
Welcher uns sein Wort verpfändet:
„Gebet, und Ich werd euch geben."

II.

Indessen sich Nathans Ruhm in ganz Europa verbreitete, lebte zu Neapel ein merkwürdiger Mann. Er hieß Mitranes. Dieser ansehnliche

Herr hatte schon in seiner zartesten Jugend allen eiteln Weltfreuden entsagt: Er lebte in seinem Palaste ganz einsam nach den Grundsätzen der strengsten Sittenlehre. Als er aber von Nathans Werken der Menschenliebe hörte, ward er entflammt von Eifer, ihm nachzuahmen, und verwendete seine Reichthümer eben so, wie der berühmte Mann. Aber so viel er den Menschen auch Gutes that, mußte er doch immer vernehmen, der Mann der Liebe übertreffe ihn noch weit. Da wurde nun des Mitranes Nacheiferung nach und nach in eine heimliche Eifersucht verwandelt.

Wie nahe an der Tugend
Herberget oft die Sünde!
Deßwegen lerne, Jugend,
Des Herzens Falten kennen.
Wer kann sie alle nennen?
Wir täuschen selbst durch Gründe
Uns manchmal ganz entsetzlich,
Und wähnen, unverletzlich

Sey unsre Tugendliebe,
Indeß sie schon entweihen
Der Selbstsucht schnöde Triebe,
Und Sünd' an Sünde reihen.

Der Eifersüchtige ließ nun durch Vertraute den Nathan genau beobachten. Er bemühte sich immer mehr, die Thaten desselben zu erreichen; aber auch immer mehr schlich Bitterkeit in sein Herz, das in der Demuth nicht genug gegründet war. Endlich sah er in Nathan nimmer den Tugendhaften, sondern den Nebenbuhler um den Ruhm.

Während Mitranes diese Bitterkeit in seinem Innersten nährte, kam eines Tages ein fremdes altes Mütterchen zu ihm in den Palast, und bat ihn um Almosen. Er gab ihr. Zwölfmal kam sie wieder, und allemal gab er ihr Almosen, jedoch sagte er das letzte Mal, sie solle nunmehr seine Gutherzigkeit nicht länger mißbrauchen. Da seufz-

te das Mütterchen, und sprach: „Wo ist doch Nathan?! In Einem Tage bat ich ihn zwei und dreißig Mal um Almosen, und er gab mir jedes Mal, ohne auch nur dergleichen zu thun, als kenne er mich.“ — Da bemächtigten sich Scham und Verdruß gänzlich seines Herzens. Und sein Gram stieg desto höher, da er vor einiger Zeit einen beträchtlichen Verlust an seinen Gütern erlitten hatte, und sich nun ausser Stande sah, es dem Nathan an Freigebigkeit auf eine glänzende Weise nachzuthun.

In der Bitterkeit seines Herzens faßte er einen sonderbaren Entschluß. Da er sich aber nicht getraute, sein Vorhaben Jemanden zu entdecken, trat er mit einigen Bedienten eine Reise nach Genf an.

Des Herzens Bitterkeit,
Dieß schnöde Kind vom Neid,
Vermeide jederzeit.

Von Hoffart kommt zuletzt,
Was Tugendsinn verletzt,
Und Wunden dir versetzt.

In Demuth ist das Heil;
Gott ist ihr Einer Theil;
Nicht trifft sie Sündenpfeil.

Der Andern Ruhm erfreut
Die Holde jederzeit:
Denn sie berührt kein Neid.

Reizt Andrer Tugend sie,
So ist der Ruhm doch nie
Das Ziel von ihrer Müh'!

Sie suchet sich nicht Ruhm;
Gott ist ihr Eigenthum:
Ihm sagt sie: „Du mein Ruhm!"

III.

Noch drei Meilen von Genf befand sich der Reisende, ohne es zu wissen, auf Nathans Grund und Boden. Der ehrwürdige Greis machte da so eben einen Spaziergang. Er war sehr gemein gekleidet, und hatte nur einen Bedienten bei sich. Sobald er die Männer zu Pferde ankommen sah, ging er

ihnen entgegen. Mitranes fragte ihn, ob er noch ferne von Nathans Wohnung sey. Und der Greis antwortete ihm: „Sie sind ihr sehr nahe; alle diese Grundstücke gehören ihm.“ — „Sie kennen ihn also?“ fragte Mitranes. — „Ja,“ antwortete Nathan, „ich kenne ihn, und zwar sehr lange Zeit.“ Da sprach der Fremdling: „Weil Sie ihn denn kennen, so sagen Sie mir doch, ob er wohl auch wirklich so tugendsam sey, wie es der Ruf angiebt, und ob er mit seinen Liebeswerken das Lob verdiene, das ihm zu Theil wird.“ Nathan aber antwortete und sprach:

„Die Menschen urtheilen nur nach dem Aeussern; Gott allein weiß, ob Jemand die wahre Tugend besitze. Was mich betrifft, der ich bereits siebenzig Jahre mit Nathan lebe, muß ich bekennen, daß ich an ihm Fehler wahrnahm, welche Andern nicht bekannt sind; und

ich bin überzeugt, er achte sich des Lobes, das man ihm beilegt, nichts weniger als würdig."

Diese Rede gefiel dem Mitranes, und er glaubte in dem Greise, den er für einen nicht sehr zufriedenen Bedienten Nathans hielt, den Mann gefunden zu haben, der zur Ausführung seines Vorhabens zu gebrauchen wäre. Und er befahl seinen Begleitern, sich zu entfernen. Nun ersuchte er den Greis, er möchte doch veranstalten, daß er von Nathan nicht gesehen würde; auch bat er ihn, Abends in das nächste Dorf zu kommen, wo er sein Nachtlager nehmen würde; zugleich versicherte er ihn, er werde nicht Ursache haben, sich's gereuen zu lassen.

Nathan erwiederte ihm, er habe nichts zu befürchten, und könne in dem nächsten Haus absteigen; obschon alle Häuser umher dem Nathan gehören,

wolle er doch machen, daß er allein die Ehre habe, ihn zu bedienen. Mitranes willigte darein, und Nathan führte ihn und seine Leute, die sich nun wieder nähern durften, in sein Haus. Dem eigenen Bedienten aber gab er ingeheim Befehl, ihn nicht zu verrathen; und der Befehl wurde pünktlich beobachtet.

Nathan bediente bei dem Abendessen den Mitranes. Auch nach Tisch blieb er allein bei ihm. Da gab sich der Gast zu erkennen und entdeckte ihm sein Vorhaben, — das erschreckliche Vorhaben, den allgemein bewunderten Mann zu tödten.

Welche Lasterflamme wird
Aus dem kleinen Funken noch,
Den die Sünde still gebiert!
Hält der Tugend sanftes Joch
Uns nicht stets in Allem ein,
Ach, was können bald wir seyn?!

Mitranes reichte dem vermeinten Bedienten Nathans hundert Dukaten,

und bat ihn, er wolle ihm zur Ausführung seines Vorhabens Gelegenheit verschaffen. Auch versprach er ihm, er wolle ihn nach der Vollbringung der That mit sich nach Italien nehmen, und ihn dort mit Schenkungen überhäufen.

Der gottselige Mann, welcher leicht errieth, was für eine Leidenschaft den Mitranes zu einem solchen Vorhaben verleitet habe, sagte zu ihm, ohne die geringste Gemüthsregung merken zu lassen, die Ausführung sey gar leicht. Er zeigte ihm auf ein Wäldchen hin, und versicherte, Nathan werde ganz allein einen Spaziergang dahin machen. „Dahin verfügen Sie Sich," sprach er, „morgen frühzeitig mit Ihren Leuten, und verstecken Sie Sich dort; ich werde mich schon dabei einfinden, und Ihnen den Weg zeigen, auf dem Sie Sich nach der Ermordung sicher davon machen können."

Der ganze Plan gefiel dem Mitranes. Von Freude entzückt umarmte er den Greis. Nun aber begab man sich auf die Schlafzimmer.

IV.

Der Unglückliche, der seinem Stolze so ganz erlegen war, hatte eine böse Nacht. Die Grundsätze der Religion machten ihm großen Kampf, und er hatte desto größere Angst, je näher die Stunde der ruchlosen That anrückte, die schreckliche Stunde, nach der sich doch seine Leidenschaft sehnte. Er fühlte eine Hölle dieses unseligen Widerspruches mit sich selbst, und er konnte nicht schlafen, so wenig als man in der Hölle schlafen kann.

Nathan aber, der in seinem Innersten Wonnen des Himmels fühlte, lag die ganze Nacht vor Gott in heißem Gebethe um die Bekehrung des so tief

Gesunkenen. Er wollte nicht, was er so leicht konnte; nicht wollte er dessen Vorhaben durch Gewalt vereiteln und ihn zur Strafe ziehen. Er wünschte nur, die Gnade Gottes möchte ihn entwaffnen, und seinen mörderischen Haß in heilige Liebe umschaffen. Um das flehte er zu Gott, und flehte mit Thränen. Der anbrechende Tag erblickte ihn noch so im Gebethe.

Wie himmlisch glänzen vor Gott die Zähren,
Geweint von bethender Feindesliebe!
Wer so die Rache sich gänzlich wehren,
  Und solche Thränen vergießen kann,
  Der ist vollkommner Gottesmann,
Und hat geheiliget seine Triebe.
Der ist glorreicher, als wenn er Städte
Zu Millionen erobert hätte.

Schon sah Nathan den Mitranes mit seinen Begleitern in das angezeigte Wäldchen hinziehen. Beseelt von Zuversicht auf Gottes Erbarmung, nahm er die gestern empfangenen hundert Du-

katen und that noch vierhundert dazu; — eine damals sehr beträchtliche Geldsumme. Dann begab er sich, anders gekleidet als gestern, gänz allein dorthin, wo er nun ein Opfer des Todes werden sollte.

Kaum sah ihn Mitranes dort im Wäldchen, so sprang er mit entblößtem Säbel von hinten auf ihn zu. Der Gottselige hatte das Angesicht absichtlich von ihm gewendet; jetzt aber, da ihm der Unglückliche zurief: „Du bist des Todes!" wandte er sein Angesicht zu ihm, und sagte: „Mitranes, wodurch habe ich dieses verschuldet?" — „Wie!" sprach dieser voll Verwunderung, — „der ist ja nicht Nathan!" Und der Tugendheld redete in einem väterlich liebevollen Tone und mit einer Herzlichkeit in Blick und Miene, die sich nicht beschreiben läßt, und sprach: „Er ist es elbst, mein Sohn! Ich bin es, der

dir versprach, dir wider mich selbst zu dienen. Sieh, dieß ist der Weg, auf welchem du dich selbst in Sicherheit bringen kannst. Nimm aber diesen Beutel hin; du wirst nebst den mir gestern gegebenen hundert Dukaten noch vierhundert darin finden, die ich hineinlegte, weil ich weiß, welch großen Verlust du gelitten hast. Beharrest du nun wirklich auf deinem Vorhaben, so hau zu, jedoch kann ich nicht glauben, du wollest Gott, der dich von Jugend an mit so vielen Gnaden überhäufet hat, so weit verlassen, daß du eine Mordthat begehen könntest."

Es läßt sich unmöglich beschreiben, wie beschämt und von Reueschmerz bemächtigt Mitranes nun dastand. Sprachlos sank er ihm jetzt zu Füßen, und hielt lange seine Kniee umfaßt. Aber Nathan gab nicht nach, bis er sich von ihm aufheben ließ, umarmte ihn

nun auf's Herzlichste, und sprach: „Schäme dich ja nicht, mein Sohn, dich überwunden zu sehen: nicht ich, Gottes Gnade hat in dir triumphirt. Er wollte dich demüthigen; aber nur um dich mit Ruhm zu überhäufen; künftig wirst du in Ausübung der Tugenden viel standhafter seyn."

Den Feind zu Gott bekehren —
Dieß ist der Sieg der Ehren,
Der würdigste.

So kann die Liebe siegen,
Die große, die erliegen
Dem Ich nicht mag.

Sie, die mit Gott Vertraute,
Die auf das Ich nicht baute,
Die Bethende.

Wer ganz sich giebt der Gnade,
Schön werden seine Pfade
Von solchem Sieg.

Die Gnade ist die Quelle
Der Liebe, die so helle
Und himmlische.

Nicht eigne Kräfte siegen;
Nur allzubald versiegen
In Schwäche sie.

Die Gnade thut das Große;
Sie quillt aus Gottes Schooße
Zur Demuth her.

Nathan führte seinen neuen Freund mit sich nach Haus. Er mußte, um der Liebe Nathans Genüge zu thun, über einen Monat bei ihm bleiben. Während dieser Zeit tröstete den Reumüthigen der Fromme mit der Zärtlichkeit eines Vaters; und der Bekehrte hing an ihm wie ein Sohn.

In der schweren Stunde des Abschiedes nöthigte Nathan seinen Freund, die fünfhundert Dukaten mit sich zu nehmen.

Mitranes, nun von Nathans Tugend beseelt, bekannte in Neapel öffentlich seine Sünde wider den Mann der Liebe, und that freiwillig öffentlich Buße.

Nach einiger Zeit trauerten die Länder über Nathans Tod. Er hatte aber einen Theil seiner Güter dem Mitranes vermacht; und dieser verwendete das Geerbte ganz nach dem Geiste des Mannes, dem er etwas Besseres verdankte, als alle Schätze der Erde sind.

Nathan schien in Mitranes fortzuleben. Und als endlich auch dieser von hinnen ging, blieb das Andenken beider Gottseligen noch lange ein Wohlgeruch Jesu Christi, und ist es auch dem Leser dieser Blätter.

Der Rock.

Was ich mit Dichterfreiheit erzähle, ist nicht erdichtet. Also that wirklich ein Mann unserer verfeinerten Zeit.

Selbst die Fürstin erkrankte, und litt
unsägliche Schmerzen.
Nimmer vermögen himmelragende Burgen zu wehren,
Daß mit Gefolge die Krankheit, auch
ungemeldet, dem Throne
Wie der Hütte des Armen sich nahe,
gesandt von dem Tode.
Nicht der Leiden gewohnt, wie wehe
klagte die Fürstin!
Goldgestickte Tapeten der Zimmer; die
funkelnden Spiegel
In den goldenen Rahmen; die Tischlein
von künstlicher Arbeit,

Und auf selben nach Herzenslust Kleino-
dien viele;
Dann das Himmelblau der goldgestirne-
ten Decke
Ueber dem Haupte; der Boden gleich
dem Schmelze der Blumen,
Die Gemälde von Göttern und Nym-
phen; und allerlei Kunstwerk,
So in den Reihen der Zimmer bewun-
dert ein jegliches Auge:
Ach, gar nichts von Allem vermag zu
erheitern die Fürstin,
Die in den Schmerzen so arm sich dünkt,
als ein Kranker im Siechhaus.
Es erseufzen die dienenden Fräulein um's
Lager der Kranken;
Auch die Herren am Hofe erschaudern
beim Jammer derselben.
Für die Zarte ist der Schwanenflaum
nicht gelinde,
Und sie liegt jetzt härter, als mancher
Kranke auf Stroh liegt.

Einer der Ersten am Hofe, voll Kummer
und ängstlicher Sorgfalt,
Spricht zu der Schaar der Bedienten, die
ganz in Thränen zerfließen:
„Nicht verordnete rettende Mittel der
Arzt, den die Fürstin
Sich gewählt; o, eilet zu Kum, dem
Beßten der Aerzte,
Wie die Bewohner der Stadt seit lan-
ger Zeit schon behaupten.“
Und es eilte der Höflinge einer zu Kum.
Der war ein
Schlichter Mann, wie früher die Deut-
schen, erfahren in seiner
Kunst und des Todes thätigster Gegner,
welcher zu Armen
Eilte wie Reichen. Die feinere Welt
fand Tadel nur Einen
An dem trefflichen Mann, — es hieß:
„An Artigkeit fehlt's ihm.“
Wohl ist's immerhin klug, unschul-
dige Arten und Weisen,

Sind sie nun einmal zur Sitte geworden, nicht zu verachten,
Und sich mit Würde denselben zu fügen; sonst engt man sich oft den
Wirkungskreis, und hindert sich selbst im Fördern des Guten. —
Aber solche Lebensregeln beherzigte Kum nicht,
Wie denn nicht leichtlich irgend ein Mensch allseitig genug ist.
Doch verschwiegen darf es nicht werden, daß er mit seiner
Derben Geradheit, bei Hohen und Niedern, bei Reichen und Armen
Manche Wahrheit, die Arzneien an Bitterkeit gleich war,
Anzubringen gewußt, und auf solche Weise auch nützte.
Schweraufathmend sagt ihm die Lage der Fürstin der Höfling.
Kum; nur auf Rettung bedacht, im schlechten einfachen Hausrock —

Eilet hin zu der Burg. Nicht schien ihm, schöneren Rock sich
Jetzt anziehen zu müssen; im schlechten hatte er Viele
Schon gerettet von nahem Tod. Den Höflingen aber,
Als in der Burg sie ihn sahen bereits vor dem Zimmer der Fürstin,
Kam Bedenklichkeit wegen des Rocks, und sie zückten die Achseln.
Einer von ihnen nahm nun das Wort, und sprach zu dem Arzte:
„Solch ein Mann in solchem Rock! Das könnte wohl leichtlich
Unsrer Fürstin beleidigend scheinen. Wir müssen daher Sie
Auf das Höflichste bitten, Sie möchten gefälligst zurück nach
Hause gehen; Sie haben ja schönere Röcke nach Auswahl.“ —
Ohne dem Höfling nur ein einziges Wort zu erwiedern,

Kehrte Kum nach Haus. Im Zimmer, in dem er studirte,
Hing ein schöner Rock; er ließ ihn hangen, und setzte
Zum Studiren sich nieder, sehr froh der müßigen Stunde,
Denn noch immer studirte er viel und pflegte zu sagen:
„Wer in seinem Fache nicht lernt, verlernet gar Vieles.“
„Ach, wo zögert doch Kum so lange, nicht achtend der Fürstin!“
Also sagen bestürzt die Höflinge, ringend die Hände.
Immer noch herzzerschneidender wird der Jammer der Kranken.
Einer enteilet zu Kum, und fleht, doch nimmer zu zögern.
Aber mit kaltem Lächeln erwiedert der Arzt: „Man verlangte
Ja, daß ich kehre nach Haus; nichts ward von mir sonst gefordert.

Wähnen gleichwohl die Herren des Hofs,
ein schönerer Rock, als
Der ist, den ich trage, vermög' es, der
Fürstin zu helfen,
Nehmen Sie den, der am Nagel hier
hängt, tragen Sie ihn nach
Hof, ich gestatte es gern, damit er helfe
der Kranken."
Sprach's, und setzt' studirend am Tisch
sich abermals nieder.
Aber schon kündet der Bote die Worte
Kums in der Burg den
Harrenden Höflingen an. Sie schneiden
Gesichter; doch keiner
Wagt die Entscheidung, was denn zu
thun sey. Selber der Fürstin
Trägt man die ganze Bedenklichkeit vor.
— „Ach, sagte sie, lasset
Um der Höflichkeit willen mich nicht dem
Tode zur Beute!"
Nun zum dritten Mal kam eilend
ein Bote zu Kum, und

Bat, er möcht' gleichwohl im schlechten
Rocke nur kommen
Hin zu der Fürstin. — Er kam und
zwang durch geeignete Mittel
Sie, die Krankheit, sogleich sammt ih-
rem Gefolge zu weichen.

Ausserordentliche Vaterlandsliebe eines Bauers.

Was ich erzähle, war im Hornung 1793 in Wien das Gespräch der Stadt, hier ist es ohne Dichtung und ohne Ausmalung wieder gegeben. Auch lasse ich dem Bauer, der die handelnde Person ist, seine eigene Sprache, da sie ihr Gemüthliches hat. Die Quelle, aus der ich da schöpfe, ist: „Gesammelte sehr merkwürdige Briefe etc. von H. G. Hoff." II. Th. Grätz 1794. Seite 107 — 111.

An einem Tage, an dem der liebevolle Kaiser Franz in seiner Residenzstadt Wien jedem Unterthan, der ihm eine Bitte vorzutragen hatte, Audienz gab, kam auch ein betagter Bauer in die kaiserliche Burg. Da er aber nicht schon zuvor war aufgeschrieben worden, ließ man ihn unbeachtet, und er mußte warten, bis Alle bereits Audienz erhalten hatten. Endlich sagte der Kammerherr zu ihm: „Was wollet denn Ihr, guter Alter?“ —

„Möcht' gern mit 'm Kaiser reden,“ war die Antwort. —

„Habt Ihr eine Bittschrift?“ fragte der Kammerherr.

Und der Bauer sagte: „Brauch kani.“ —

Der Kammerherr erwiederte: „Aber, mein lieber Mann, es ist der allerhöchste Befehl, Niemand vorzulassen, der nicht vorläufig aufgeschrieben ist, und seine Bittschrift mitbringt!“

„Das mag,“ sagte der Bauer, „die Wiener angehen, uns Landleuten ist davon nichts verkündt worden. Sey der Herr nur so gut, und meld mi der der Herr an.“

Der Kammerherr willfuhr, und der Bauer wurde sogleich vorgelassen. Als er vor den Kaiser, in dessen Antlitz die väterliche Sorgfalt für das Wohl der Menschheit mit milder Majestät abgedrückt ist, voll Ehrfurcht und kindlichen

Sinnes trat, sagte er: „Gelobt sey Jesus Christus. I hab' g'hört, daß die Franzosen die ganze Welt drunter und drüber wolla kehren, und daß Eure Majestät Alles aus dem aigna Beutel b'streiten wollten, und kain Kriegssteuer verlangen, aber doch annehmen, wenn man freiwilli ani gibt; so hab' mir halt denkt, wir Bauern auf'm Land hab'n a mittelmäßiges Jahr g'habt, jetzt a a guti Winterfrucht, daß also kan übels Jahrl einerschaut; hab' also a biß'l was z'samgsucht, und hab's Eurer Majestät einmal bringa wolln." — Nun langte er einen ledernen Beutel hervor und leerte ihn auf den Tisch aus. Es waren lauter Goldstücke, die eine Summe von tausend Gulden ausmachten.

Glüht das Herz für's Vaterland,
Das umschlingt ein heilig Band,
Gerne spendet dann die Hand.

Was der Segen Gottes leiht,
Wird dem Vaterland geweiht,
Hat dieß Müh' in Kampf und Streit.

Weil man Gott im Fürsten ehrt,
Welcher dem Verderben wehrt,
Thut man, was sein Wunsch begehrt.

Welch ein Trost und welche Lust
Strömen in des Fürsten Brust,
Thut man so, der Pflicht bewußt.

Der Kaiser verwunderte sich und sprach: „Lieber Alter, das ist ja zu viel; Ihr werdet Euch wehe thun."

Der Bauer. „Dann hät i's nit gebracht."

Der Kaiser. „Nun das freut mich um so mehr, daß auf dem Lande solche Liebe zum Vaterlande herrscht. Nicht nur danke ich Euch dafür, sondern ich versichere Euch auch, daß dieses Geld zweckmäßig soll verwendet werden. Habt Ihr eine Schrift, damit ich Euern Namen in der Zeitung bekannt machen lasse?"

Der Bauer. „Das mag i nit.“

Der Kaiser. „Ihr denkt edel. Aber die öffentliche Bekanntmachung macht Euch und Eurer Familie Ehre, gibt ein schönes Beispiel, und —“

Der Bauer. „Das Alles will i nit.“

Der Kaiser. „Aber mir werdet Ihr doch Euern Namen nicht verhehlen?“

Der Bauer. „Ich sage ihn nit.“

Der Kaiser. „Doch Euer Dorf, wo Ihr seyd?“

Der Bauer. „A nit. Jetzt sag' i globt sey Jesus Christus; und wenn mir Gott 's Leben schenkt, und wir san g'sund, so komm' i auf's Jahr schon wieder.“

Wohlthun und kein Menschenlob begehren,
Heißt der linken Hand das Wissen wehren;
Wer so ohne Eigenliebe Gutes thut,
Ist in seiner Brust erhaben, groß und gut.

Der Kaiser befahl sogleich zwei Hofbedienten, dem Bauer nachzugehen, und auf kluge Weise darauf zu kommen, wie er heiße, oder wenigstens aus welchem Dorf er sey. Sie ließen den Landmann nicht aus den Augen, und folgten ihm bis über die Hälfte des Kohlmarktes, während sie sich verabredeten, wie sie ihn überlisten könnten. Nun schlug Einer von ihnen eilends einen solchen Weg ein, daß er dem Bauer entgegenkam, und stellte sich an, als kenne er ihn. „Guten Tag, lieber Vater," sagte er, „was machet Ihr denn hier? Wie geht es zu Hause?' — Der Hofbediente schlug sich jetzt an die Stirn, indem er sprach: „Schau', schau', so fällt mir in diesem Augenblicke Euer Name nicht ein, wenn ich mich auf den Kopf stellete. Ei, saget mir ihn doch!" — Der Bauer aber antwortete: „Den kann i dem Herrn nit sagen; denn 's

hat mi erst der Kaiser drum g'fragt, und i hab' ihm's a nit g'sagt."

Der andere Hofbediente wollte dem Bauer bis zu seiner Heimath nachgehen. Der Bauer aber sah sich öfters um; und da er den Nachgehenden bemerkte, blieb er stehen, und sprach: „Guter Freund, i bin a Bauer, i brauch' also kain, der mir nachtritt. Will mir der Herr aber justament an Bedienten machen, so sag' i dem Herrn, daß 's ihm zu Fuß z'viel wern wird." Er reichte dem Hofbedienten noch eine Prise Taback, und sagte im Fortgehen: „Nix für ungut!"

Das frevelhafte Wort.

Was ich hier ausmalend erzähle, ist eine Geschichte, die ich dem Leser verbürge.

I.

Andreas und Marie hatten in einer Einöde nahe an einem Walde ein Gütchen, auf dem sie sich ehrlich durchbrachten. Der Mann hatte auch noch an seinem Schuhmacherhandwerk ein kleines Erwerbsmittel.

An einem Sonntage im Winter saßen sie Abends nach dem Essen beisammen an dem Tische. Auf dem Heerde, welcher neben dem Ofen in der Stube angebracht war, brannten ein Paar kleine Scheiter, und das hölzerne braune

Getäfel der Stube war davon röthlich beleuchtet. Zwischen Vater und Mutter saß die kleine Johanna, ein liebenswürdiges Kind von sechs Jahren, und liebkosete ihr nettes Püppchen.

Andreas, der immer gern log, und heute im Pfarrdorfe droben ein wenig zu viel Branntwein getrunken hatte, und daher besonders gesprächig war, erzählte seiner Gattin allerlei Mährchen, die er für lautere Wahrheit ausgab. Marie wollte ihm jedoch kein einziges glauben, obschon er seiner Erzählung allemal die Betheurung beifügte: „Die Füchse sollen mich fressen, wenn es nicht wahr ist.“ Diese Worte hatte er aber in seinem Leben schon viel tausendmal gesagt, um seine Lügen zu bekräftigen. Mit diesen Worten pflegte er auch solche Lügen zu betheuern, welche der Ehre der Mitmenschen nachthei-

lig waren, oder ihnen sonst Nachtheil brachten.

Nach einer halben Stunde, während welcher Andreas da seiner Gattin so vorlog, und das Erzählte so betheuerte, wurde die kleine Johanna schläfrig. Die Mutter führte sie in das Kämmerlein, in welchem das Kind ihr Bettchen hatte, betete ihr noch das Abendgebetlein vor, und legte sie schlafen. Als Johanna im Bette lag, segnete die Mutter sie noch und schrieb ihr mit dem Daumfinger den Namen Jesus auf die Stirn.

Als Marie in die Stube zurückgekehrt war, setzte sie sich an den warmen Ofen zum Heerde hin. Andreas aber saß noch an dem Tische, auf den er sich so eben ein Kelchgläslein Kornbranntwein vorgesetzt hatte. — „Sieh, Marie,“ sagte er lächelnd, „ich muß mir schon selbst aufwarten; Du gäbest

mir kein Tröpflein Branntwein mehr; die Füchse sollen mich fressen, wenn es nicht wahr ist."

„Ach, mein lieber Andreas," erwiederte sie, „ich bitte Dich, sage doch Deinen frevelhaften Spruch nicht mehr. Es geht mir ein Stich in's Herz, so oft ich ihn höre. Gott hat an solchen Sprüchen ein Mißfallen. Hast Du's heute in der Predigt nicht gehört, daß Gott solche frevelhafte Reden manchmal schon auf dieser Welt strafet?"

„Ei, ei!" sagte Andreas, so muß ich heute Abends noch eine Predigt hören, und ist mir doch schon die Predigt im Vormittag zu lang gewesen. Sey jetzt still mit Deinen Predigen, und laß mir die Kurzweile mit dem Gläslein da. Du sollst leben, Alte!" — So sprach er, und trank.

„Ja, ja, so hast Du es," versetzte Marie; „Du nimmst nichts zu

Herzen. Du solltest Deinen frevelhaften Spruch wenigstens in Gegenwart unsrer Johanna nie sagen; sie macht ihn sich sonst auch zur Gewohnheit. Sie hat ihn schon einigemal gesagt; aber ich gab ihr allemal einen scharfen Verweis."

Andreas wurde unwillig, und sagte in einem etwas rauhen Tone: „Jetzt mag ich Dein Predigen nicht mehr hören."

Dann trank er aus, und sagte höhnisch: „Es ist wohl gut, daß unser Herr Gott den Weibern das Predigtamt nicht anvertrauet hat; die würden mit Einer Predigt einen ganzen Tag nicht fertig. Ich ginge dann schon gar nicht mehr in die Kirche."

Marie schwieg. Ueber eine Weile sagte er: „Jetzt geh' ich in's Bett. Sitz Du beim Heerde, so lange Du willst. Du kannst in der alten Legende lesen, und die Predigt studiren, die Du mir morgen

Abends halten kannst. Gott Lob, vorher kannst Du mir nimmer predigen, weil ich morgen bei Jodoks Franz Joseph im Ried drüben schustern muß. Ich bin allemal froh, wenn ich wieder einen ganzen Tag bei Jemanden mein Handwerk treiben kann; da höre ich denn doch meine tugendreiche Marie nicht predigen. Die Weiber, bei denen ich schustere, sind viel manierlicher gegen mich, als Du. Sie tituliren mich links und rechts „Meister,“ und geben mir Vormittags und Nachmittags ein schönes Stück Käse, oder Butterbrod mit Honig, und setzen mir ein Branntweingläslein dazu vor. Das ist denn ein anderes Leben.

II.

Um halb fünf Uhr Morgens stand Andreas schon auf. Als er sich warm angekleidet und das nöthigste Handwerkszeug zusammengepackt hatte, sagte er zu

Marie: „So, jetzt behüte Dich Gott. Heute Abends darfst Du mir nicht predigen; denn heute prediget mir schon das Wetter.“ —

Wirklich schneite und stürmte es gewaltig. Es war dem Andreas kaum möglich, durch den Schnee, der schon zuvor ziemlich hoch gewesen war, zu waten. Es schlug ihm die Schneeflocken so dicht in's Gesicht, daß er kaum die Augen aufthun durfte.

Er mußte den Fußweg gehen, der durch den Wald führte. Auf dem Fußwege war aber keine Spur mehr. Marie sah ihm durch ein Fenster nach, und ihr ward bange. Denn schon, ehe er an den Wald kam, sank er so tief in aufgethürmten Schnee, daß er sich nur mit schwerer Mühe heraus arbeiten konnte. Marie sprang zur Hausthür und rief ihm zu: „Andreas, kehre doch um Gottes willen um. Es thut's

nicht.“ Er aber rief ihr entgegen: „Nein, das thu ich nicht. Ich will hinüber in's Ried, wenn es auch Steine schneien sollte. Es sollen mich die Füchse fressen, wenn es nicht wahr ist.“

Kaum hatte er einige Schritte vorwärts gethan, so konnte ihn Marie schon nicht mehr sehen. Sie bejammerte ihn, und empfahl ihn Gott.

Sobald Johanna um sieben Uhr aufgestanden war, und sich in die bereits erwärmte Stube begeben hatte, kniete sie vor dem Krucifixe, das in einer Ecke hing, bei dem Tische nieder, hob die zarten Händlein auf, und verrichtete ihr Morgengebet, das ihr die Mutter vorsprach. Nachdem das Morgengebet vollendet war, sagte die Mutter: „Mein Kind, heute hat der Vater ein gar schlechtes Wetter. Sieh, wie viel der Vater ausstehen muß, damit er dich ordentlich ernähren und dir

etwas erhausen kann. Bete nur fleißig für ihn."

„O Mutter, sage mir vor, wie ich für den lieben Vater beten solle," sagte die Kleine, und hob die Händlein wieder auf. Die Mutter betete ihr vor, und Johanna sprach jedes Wörtlein nach: „Himmlischer Vater, laß doch meinem lieben Vater nichts Böses geschehen. Ich bitte Dich herzlich. Erhöre mich; ich bin ja Dein Kindlein. Du hast mich lieb, und ich liebe Dich auch von ganzem Herzen!"

Dieß Gebetlein wiederholte Johanna den Tag hindurch öfters, und fragte die Mutter immer wieder, ob der Vater heute gewiß wieder heim komme. Es schneite und stürmte aber den ganzen Tag ohne Unterlaß. Der Schnee häufte sich beinahe bis an die Stubenfenster. Deßwegen beruhigte sich Marie, als

Andreas Nachts um zehn Uhr noch nicht kam.

Johanna, welche nicht vor der Ankunft des Vaters hatte schlafen gehen wollen, war auf der Bank hinter dem Tische eingeschlafen. Als die Mutter sie auf den Arm nahm, um sie in ihr Bettlein zu tragen, erwachte sie, und fragte: „Ist der Vater noch nicht da?“ Die Mutter küßte das Kind, und sprach: „Meine liebe Johanna, heute kann der Vater unmöglich heim kommen. Jodoks Franz Joseph, bei dem er schustert, läßt ihn bei diesem Wetter nicht gehen.“ — Aber Johanna wollte sich damit nicht befriedigen lassen, und weinte.

III.

Das Stürmen und Schneien dauerte nicht nur die ganze Nacht hindurch, sondern auch den nächsten Tag. Darum beruhigte Marie sich und ihr

Kind, als Andreas auch an diesem Tage nicht heim kam.

Am folgenden Tage Morgens legte sich der Sturm und der Himmel heiterte sich aus. Nun freute sich Johanna wieder, daß der Vater an diesem Tage gewiß heim kommen würde. Aber er kam auch an diesem Tage nicht heim. Da wurde der Marie sehr bange, und sie vermochte es nimmer, die Johanna zu beruhigen. Das Kind weinte bitterlich, bis es vor Weinen endlich müde ward und einschlief.

Tags darauf ging Marie früh Morgens zu ihrem nächsten Nachbar, der ihr Vetter war. Sein Haus war eine halbe Viertelstunde entfernt, und stand auf einem Hügel. Kaum konnte sie durch den Schnee kommen, so hoch war er. Als sie nach einer halben Stunde beim Vetter endlich ankam, klagte sie ihm ihren Kummer. Er trö-

stete sie, so gut er konnte, und versprach ihr, er wolle sogleich hinüber nach Ried zum Jodoks Franz Joseph gehen und sich dort erkundigen.

Der Vetter kam erst Abends in's Haus der Marie zurück, und brachte ihr auf eine sehr vorsichtige Weise nach und nach bei, ihr Andreas sey gar nicht nach Ried gekommen, und von ihm habe er auch in dem Pfarrdorfe nichts erfragen können. Der Jammer der Marie war jetzt unbeschreiblich, und Johanna wurde vor Weinen beinahe krank.

Der Pfarrer, dem Mariens Vetter die Sache anzeigte, kam einigemal in's Haus der Marie, um sie durch Trostgründe unserer heiligen Religion aufzurichten.

Nach vier Wochen fanden zwei Jäger in dem Walde den Leichnam des Andreas. Er lag in einiger Entfernung vom Fußwege, war aber beinahe

ganz zerfressen. Um ihn herum waren unzählige Spuren von Fußtritten der Füchse.

Dieser Vorfall verbreitete Schrecken in der ganzen Umgegend, und lange Zeit hörte man keine frevelhafte Betheuerungen mehr.

Der Müller.

Was ich hier ausmalend erzähle, ist eine Geschichte, die ich dem Leser verbürge.

I.

Im großen und schönen Pfarrdorfe Weiher hatte Johann Grob am Bache, der mitten durch das Dorf fließt, eine stattliche Mühle; und einige Schritte unter derselben stand seine Sägemühle. Er hatte sich bereits nach und nach seiner Schuldenlast entlediget, und stand nun mit seinem Hauswesen nicht übel; auch war er der einzige Müller im Dorfe. Aber dadurch wurde er ein wenig übermüthig; und da er sonst wenig Bildung hatte, verleitete ihn sein Uebermuth zu manchen unüberlegten Handlun-

gen, besonders gegen arme oder einfältige Leute.

Eines Tages kam ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren in die Sägemühle. Diesen Menschen nannte man wegen seiner Blödsinnigkeit gemeiniglich den närrischen Peter; aber Jedermann konnte ihn wohl leiden, weil er ein gutmüthiger Mensch war, und Niemanden Verdruß machte. Peter, der nichts als Beinkleid und Hemd anhatte, weidete seine Augen an der großen Säge, welche so eben einen Tannenstamm, der ihr durch das große Wasserrad immer zugerückt wurde, ohne alle Schonung zu Brettern mit großem Geräusch zerschnitt, indem sie mit Heftigkeit immer auf und nieder fuhr. „Die Säge ist recht zornig," sagte Peter. Endlich berührte er sie mit der Hand, und verwunderte sich, daß sie so warm war. „Ja, es

muß ihr warm werden," sagte er, „sie thut viel zu wild."

Nach einer Weile ging er in die große Mühle. Da gefiel es ihm noch besser. Das klappernde Geräusch der Mühle war ihm die schönste Musik. Und als das Glöcklein in der Mühle hell ertönte, rief er voll Verwunderung auf: „Ei, das ist schön!" Das mit unbeschreiblicher Schnelligkeit sich umdrehende Kammrad ergötzte ihn besonders. Aber nicht weniger Vergnügen machte ihm die zitternde Bewegung des Korbes unter dem Goßen, der die Gestalt eines Trichters hat, und in den das Getreide aufgeschüttet wird; wie auch die zitternde Bewegung der Scheide, auf welche aus dem Mehlkasten vorn alles Gröbere sich herauswarf, das der Mehlbeutel durch seine großen zitternden Bewegungen nicht in den Mehlkasten durchstäuben konnte.

Als Peter ziemlich lange dagestanden war, und noch immer herumschaute und sich nicht genug verwundern konnte, wie denn Alles in der Mühle so wunderbar gehe, sagte der Müller Grob heimlich zu seinem Mühlburschen: „Du, geh hin zu meinem Weibe in die Küche, und sage ihr, sie solle dir einen Krug voll siedend heißes Wasser geben; und dann bring es her." — Alsbald war der Mühljunge mit dem Kruge da. „So, jetzt schleich mit dem Krug hinter den närrischen Peter hin, und schütte ihm das siedendheisse Wasser rückwärts in seine Kleider. Der wird Sprünge machen." — Das sagte Meister Grob etwas leise zum Mühlburschen, der auch ein leichtsiuniger und grober Mensch war, und daher keinen Augenblick Anstand nahm, es zu thun.

Peter schrie laut auf vor Schmerzen, warf auf den Müller und auf den

Mühlburschen ein Paar wehmüthige Blicke, und ging jammernd fort. Die zwei Unmenschen aber lachten ihm nach.

Der unglückliche Peter wurde von Brigitta, seiner alten Base, bei welcher er in der Pflege war, nur ausgezankt, als er heim kam. Theils aus Dummheit, theils aus Filzigkeit überredete sie sich selbst, dieser Vorfall schade dem Peter nichts, und die Schmerzen werden von selbst aufhören. Jedoch wandte sie größerer Sicherheit wegen ein sogenanntes Hausmittel an, das ihr ein altes Weib, die Wittwe eines Feldscheerers, anrieth. So sehr Peter Tag und Nacht weheklagte, blieb es dennoch bei dem angewandten Hausmittel. Als aber nach mehrern Tagen die Schmerzen nur größer wurden, und Brigitta die Wittwe des Feldscheerers wieder um Rath fragte, gab diese in sichtbarer Verlegenheit zur Antwort, es wäre nun

doch Zeit, einen Arzt zu holen. Es wurde aus der nächsten Stadt ein Arzt geholt; aber, es war schon zu spät; Peter mußte nach wenigen Tagen sterben.

Brigitta machte sich jetzt Vorwürfe, und fluchte gewaltig über die Pfuscherin. Sie nannte Dieselbe mehr als hundertmal den verfluchten Lindenbuckel. — Diesen Namen hatte die Pfuscherin, weil sie buckelig war, und einige Schritte ausserhalb des Dorfes bei zwei hohen Linden ein Häuschen hatte.

Den Müller aber und seinen Mühlburschen schalt das ganze Dorf laut als Mörder. Sie selbst konnten sich in ihrem Gewissen auch nicht anders heissen. Der Mühlbursche schämte sich vor den Einwohnern des Dorfes zu sehr, als daß er hätte länger zu Weiher bleiben wollen. In einer Nacht ging er fort.

Es war ihm nicht anders zu Muthe, als wenn Peter ihm aus dem Grabe nachrufen würde: „Geh' hin, du Mörder! Gottes Rache wird dich schon noch ergreifen!" — Er kam nie wieder in diese Gegend.

Der Müller hatte seit dem Sterbetage des Peter keinen fröhlichen Tag mehr. Das Gewissen quälte ihn beständig. So oft er in die Mühle kam, meinte er, den Peter zu sehen, wie er vor Schmerzen schreie und durch einen wehmüthigen Blick ihm den Vorwurf mache, er sey sein Mörder. So oft er auf den Gottesacker kam, ergriff ihn ein zermalmender Schrecken, und es war ihm, als sage ihm eine Stimme: „Sieh, hier modert ein junger, unschuldiger Mensch, der dir nichts Leides gethan hat, und dessen muthwilliger Mörder du bist.

Er sah mit Wehmuth, daß Gottes

Segen von seinem Hauswesen weiche. Beinahe zu jeder Stunde verfluchte er seinen Leichtsinn und sein grausame Grobheit. So oft er seinen Geschlechtsnamen hörte, oder ihn irgendwo las oder unterschrieb, seufzte er in seinem Herzen: „Ach, ich bin, was ich heisse. Dem armen Peter habe ich es wirklich zu grob gemacht. Wie schrecklich wird Gott mich strafen!" Er schämte sich vor Gattin und Kindern; oft sahen sie seine verweinten Augen.

II.

Eines Tages im nächsten Frühlinge sagte Grob nach dem Morgengebete zu seiner Gattin: „Gerade heute ist es ein Jahr seit jenem unglücklichen Tag, an dem ich die Missethat an dem unschuldigen Peter verübt habe. Und seitdem bin ich im Hauswesen um sechshundert Gulden zurückgekommen. Ach, wie ist

mir so schwer im Herzen! Mir geht nichts Gutes vor. Gott wird die gemordete Unschuld noch fürchterlich an mir rächen."

Im nämlichen Vormittage kam in seinem Hause durch ein Versehen einer Tochter Feuer aus. In einer Viertelstunde stand das Haus schon in Flammen. Obgleich auf das Sturmläuten der großen Glocke im Kirchthurme alle Leute des Dorfes von den Feldern herein und aus den Häusern, und bald auch viele aus den nahen Weilern herbeieilten, und dabei Ueberfluß an Wasser war, so ließ sich die Wuth der Brunst dennoch nicht hemmen. In den Flammen und in den Gluthen schien die Rache Gottes zu walten. Es fuhren Wolken vom Feuer empor. Bald stand auch die Mühle in Brand. „Ach," schrie der Müller den Leuten zu; „gebet Euch keine Mühe, das Feuer zu löschen; Gott

strafet in dieser Stunde das Verbrechen, das ich heut vor einem Jahr gerade in dieser Stunde an dem Peter mit dem siedendheissen Wasser begangen habe."

Bald stand auch die Sägemühle in Brand. Alles brannte zusammen; jedoch schien die Brunst den nahe stehenden Häusern der Nachbarn nicht einmal zu drohen; das Feuer zürnte nur über das Eigenthum des Meisters Grob. Die Baumstämme, die vor der Sägemühle auf einander lagen und dem Müller selbst gehörten, verzehrte das Feuer so zu sagen mit einer Schnelligkeit, als wären sie nur Schwefelhölzchen; indessen darneben liegende Baumstämme, welche andern Leuten gehörten, von den wüthenden Flammen kaum berührt wurden.

In kurzer Zeit waren das Haus und beide Mühlen des Meisters Grob in einen ungeheuern Gluthhaufen ver-

wandelt, aus welchem an verschiedenen Stellen noch zürnendes Feuer hervorbrach. Auf diesen ungeheuern Gluthhaufen sah Grob blassen Angesichtes, zitternd und starrend hin, und stammelte mit bebenden Lippen die Worte: „Gott ist gerechter Bestrafer böser Thaten.“

Paulus und seine Schwester Palladia.

Was hier ohne alle Ausmalung erzählt wird, ist unläugbar wahr. Man sehe in *Stolbergs* Geschichte der Religion Jesu Christi, XV. Th. II. Beilage, und in den Schriften des heiligen Kirchenlehrers Augustinus, auf welche Stolberg dort sich beruft.

Im fünften Jahrhunderte lebte zu Cä- sarea in Kappadocien eine Wittwe, die zehn Kinder hatte. Nicht lange nach dem Tode ihres Gatten verging sich der älteste Sohn gegen die Mutter nicht nur durch ruchlose Worte, sondern sogar mit frevelnder Hand.

Bei dem entsetzlichen Auftritte die- ses Frevels waren alle Geschwister gegen- wärtig; aber kein einziges nahm sich

auch nur im geringsten um die beschimpfte und mißhandelte Mutter an.

Die Mutter, von Gram und Zorn erfüllt, faßte den Entschluß, den frevelhaften Sohn zu verfluchen. Mit diesem Gedanken begab sie sich früh Morgens auf den Weg zur Kirche. Im Hingehen schien ihr, sie begegne ihrem Schwager, und er spreche zu ihr, sie solle den Fluch über alle ihre Kinder herabrufen vom Himmel. Man glaubte, der Satan selber sey ihr in der Gestalt ihres Schwagers erschienen, und habe ihr diesen entsetzlichen Rath gegeben.

Als sie in die Kirche kam, warf sie sich vor dem Taufbrunnen, mit fliegendem Haar, auf den Fußboden hin, und flehte zu Gott, Er wolle an ihren Kindern ein furchtbares Beispiel aufstellen, und machen, daß sie unstät und flüchtig würden.

Von der Stunde an ward ihr ältester Sohn mit schrecklichem Zittern befallen. Dieß Zittern verließ ihn auch im Schlafe nicht. Eben solches Zittern befiel binnen Einem Jahre nach und nach alle andern Kinder, und zwar nach der Reihe des Alters. Sie alle zitterten, wie ihr ältester Bruder, auch im Schlafe.

Die Mutter sah in dem Elende ihrer Kinder nicht nur die Strafe derselben, sondern ihre eigene Strafe wegen des lieblosen und entsetzlichen Fluches. Aber sie wendete ihr Herz nicht in reuevoller Demuth zu Gott, sondern Wildheit und Verwirrung blieben in ihrem Gemüthe. Den Abscheu, den die Nachbarn auch die Mutter fühlen ließen, und nagende Gewissensbisse brachten die Unglückliche zur Verzweiflung; sie erhenkte sich.

Die Kinder, mit Schande bedeckt und vom Elend verfolgt, zerstreuten sich aus einander. Der zweite Sohn wurde zu Ravenna durch ein Wunder gesund, das der unendliche Erbarmer an ihm bei den Reliquien des heiligen Märtyrers Laurentius gewirkt hatte.

Das fernere Schicksal von sieben dieser zehn Geschwister ist unbekannt.

Paulus aber, welcher der sechste Sohn war, und seine Schwester Palladia wanderten miteinander nach verschiedenen Orten, von denen man sagte, daß dort Wunder geschehen.

Gott der Herr, der keinen bußfertigen Sünder verschmähet, wollte die reuevolle Demuth und die flehende Hoffnung des Paulus und der Palladia ernstlich prüfen, und half ihnen weder

zu Ankona in Italien, noch zu Uzala in Afrika bei den Reliquien des heiligen Märtyrers Stephanus. Endlich aber wurde ihnen in einer wunderbaren Erscheinung befohlen, nach Hippo zu gehen. Dort war der heilige Kirchenlehrer Augustinus Bischof. Vierzehn Tage vor Ostern kamen sie daselbst an. Täglich besuchten sie dort die Kirche und in ihr die Kapelle, welche man die Stephans-Kapelle nannte, weil darin gleichfalls einige Reliquien des heiligen Erstlings-Märtyrers Stephanus aufbewahrt wurden. Da flehten sie vor den Augen vieler Gläubigen mit Thränen zu Gott, Er wolle ihnen ihre Sünden verzeihen, und die leibliche Gesundheit wieder geben.

Am Osterfeste, als die Christengemeinde bereits sehr zahlreich in der Kirche versammelt war, umschlang Paulus

mit den Händen das Gitter der Stephans-Kapelle. Sieh, da fiel er auf ein Mal auf den Boden, blieb liegen, als läge er in sanftem Schlafe; — und er zitterte nicht mehr.

Einige Zuseher liefen sogleich in die Sakristei zu dem Bischofe Augustinus, der eben zum Altare hingehen wollte; und ein jeder wollte ihm das Wunder erzählen. Er dankte Gott in seinem Herzen dafür. Nun kam der vollkommen geheilte Jüngling von Vielen begleitet, selber vor den Bischof, und warf sich ihm zu Füssen. Augustinus hob ihn auf, und küßte ihn. Allenthalben erschollen in dem Tempel die Stimmen der hocherfreuten Gläubigen, welche riefen: „Gott sey Dank! Gelobt sey Gott!“ Und als Augustinus das Volk begrüßte, ward noch lauter dieses oftmals wiederholte Rufen.

Endlich wurde das Volk wieder still, und als die gewöhnlichen Vorlesungen aus der heiligen Schrift gehalten worden, sprach der Bischof: „Wir pflegen zwar eine Denkschrift der Wunder zu lesen, welche durch die Fürbitte des seligen Märtyrers Stephanus gewirket worden sind; aber die Gegenwart dieses Jünglinges sey anstatt der Denkschrift; wir bedürfen keiner andern, als seines Angesichtes.“

Augustinus redete noch etwas weniges an das Volk, und fügte hinzu, er wolle die Beredsamkeit Gottes reden lassen, die durch dieses Wunder so kräftig sich ausspreche.

Er ließ den Paulus zu Mittag an jenem Tische essen, an welchem er selbst mit seinen Geistlichen zu speisen

pflegte. Da erzählte ihm Paulus seine ganze Geschichte.

Darauf ließ der Bischof eine Denkschrift verfassen. Am Ostermontage versprach er der Gemeinde, diese Denkschrift verlesen zu lassen. Während dieselbe am Osterdienstage verlesen wurde, ließ er den Paulus und die Palladia auf den Stufen der Kanzel stehen; damit die versammelten Gläubigen beim Anblicke des genesenen Paulus Gott in ihren Herzen preisen, und damit sie bei dem Anblicke der zitternden Palladia für sie Gott bitten möchten.

Als die Denkschrift verlesen war, hieß er den Paulus und die Palladia hinunter gehen, und predigte. Er stellte in seiner Predigt Eltern und Kindern ihre gegenseitigen Pflichten vor; dann foderte er das Volk auf, dem

Herrn für das geschehene Wunder zu danken. Er erzählte auch andere Wunder, welche Gott auf die Fürbitte des heiligen Stephanus zu Ankona und zu Uzala, bei Reliquien desselben gewirkt hatte.

Während er aber noch redete, erscholl aus der Stephans-Kapelle lautes Rufen: „Ehre sey Gott! Lob sey Jesu Christo!" So riefen dort Gläubige, welche sahen, daß Palladia kaum die Schranken der Kapelle berührt hatte, als sie auf den Boden fiel, und wie schlafend da lag, nicht mehr zitterte, und dann vollkommen gesund aufstand.

Die Zuhörer des Bischofes verließen ihn und strömten zur Kapelle hin. Er fragte, was es denn gebe. Man führte die Palladia vor, und ließ sie auf die ersten Stufen der Kanzel

steigen. Das Volk, das kurz zuvor beim Anblicke der Palladia Thränen des Mitleides geweint hatte, vergoß jetzt Thränen der Freude.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Waibel, Aloys Adalbert,

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde

Bd.: 5

Landshut (1835)

Paed.pr. 3940-4/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761449-1